

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FJB

GAYLE FORMAN



UND
EIN
GANZES
JAHR

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Stefanie Schäfer

⊠ | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Just one Year« im Verlag DUTTON BOOKS,
einem Imprint der Penguin Group (USA) LLC
© 2013 by Gayle Forman

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8414-2107-4

TEIL EINS

Ein Jahr

Eins

AUGUST

Paris

Es ist derselbe immer wiederkehrende Traum: Ich sitze in einem Flugzeug, hoch über den Wolken. Die Maschine fängt an runterzugehen, und wieder gerate ich in Panik, weil ich genau weiß, dass ich im falschen Flugzeug sitze und an den falschen Ort reise. Es ist nie ganz klar, wo ich landen werde – in einer Kriegsregion, in einem Seuchengebiet, im falschen Jahrhundert –, nur, dass es irgendwo ist, wo ich nicht sein sollte. Manchmal versuche ich, die Person neben mir zu fragen, wohin wir unterwegs sind, aber ich kann nie wirklich ein Gesicht erkennen, nie wirklich eine Antwort verstehen. Während ich verwirrt und schweißgebadet aufwache, höre ich noch das Poltern eines Fahrwerks, das ausgefahren wird, begleitet vom Hämmern meines Herzens. Es dauert jedes Mal einen Moment, bis ich mich wieder zurechtfinde und weiß, wo ich bin – in einer Wohnung in Prag, einer Jugendherberge in Kairo –, doch selbst wenn ich das wieder klar habe, bleibt das Gefühl, am falschen Ort zu sein.

Es muss auch jetzt wieder dieser Traum sein. Und wie jedes Mal schiebe ich die Blende vor dem Fenster hoch, um hinaus in die Wolken zu starren. Ich spüre das Einsetzen des Umkehrschubs im Magen, das Sinken der Maschine, den Druck auf den Ohren, das Aufflammen der Panik. Ich wende

mich an die gesichtslose Person neben mir – nur habe ich diesmal das Gefühl, dass sie mir nicht fremd ist. Ich kenne sie. Ich bin mit ihr zusammen unterwegs. Und das erfüllt mich mit grenzenloser Erleichterung. Wir können nicht beide in das falsche Flugzeug gestiegen sein.

»Weißt du, wo wir hinfliegen?«, frage ich. Ich beuge mich weiter hinüber und bin kurz davor, ein Gesicht zu erkennen, kurz davor, eine Antwort zu erhalten, kurz davor herauszufinden, wohin ich unterwegs bin –

Und dann höre ich die Sirene.

Zum ersten Mal waren mir die Sirenen in Dubrovnik aufgefallen. Ich war mit einem Typen unterwegs, den ich in Albanien kennengelernt hatte, als wir irgendein Einsatzfahrzeug mit Sirene vorbeifahren hörten. Ihr Ton war der der Streifenwagen in amerikanischen Actionfilmen, und der Typ, mit dem ich unterwegs war, erzählte irgendwas davon, dass jedes Land seinen eigenen Sirenenton habe. »Das ist wirklich hilfreich, denn wenn man mal vergisst, wo man ist, braucht man nur die Augen zu schließen und auf eine Sirene zu warten«, sagte er mir. Ich war damals seit einem Jahr unterwegs und es dauerte ein paar Minuten, bis ich mich an den Klang der Sirenen zu Hause erinnern konnte. Er war fast melodiös, ein auf- und absteigendes *La-la, La-la*, so als summe jemand gedankenverloren, aber fröhlich, eine Melodie vor sich hin.

Doch so klingt diese Sirene jetzt nicht. Sie jault monoton, *niäh, niäh, niäh*, wie das Blöken eines elektrischen Schafs. Sie wird weder lauter noch leiser, scheint weder näher zu kommen noch sich zu entfernen, ihr Heulen bleibt gleichmäßig ohrenbetäubend. So sehr ich mich auch anstrengte,

ich kann die Sirene nicht lokalisieren. Ich habe keine Ahnung, wo ich bin.

Ich weiß nur, dass ich nicht zu Hause bin.

Ich öffne die Augen. Überall ist grelles Licht, es kommt von oben, aber auch aus meinen eigenen Augen: winzige, nadelstichartige Explosionen, die höllisch schmerzen. Ich schließe die Augen wieder.

Kai. Der Typ, mit dem ich von Tirana nach Dubrovnik gereist war, hieß Kai. Wir tranken dünnes kroatisches Pils auf der Stadtmauer und lachten, als wir in die Adria pinkelten. Sein Name war Kai. Er kam aus Finnland.

Die Sirenen heulen. Ich weiß noch immer nicht, wo ich bin.

Die Sirenen verstummen. Ich höre, wie eine Tür geöffnet wird, spüre Wasser auf meiner Haut. Spüre wie mein Körper bewegt wird. Ich ahne, dass es besser ist, die Augen geschlossen zu lassen. Ich will von alledem nichts wissen.

Doch dann zieht mir jemand die Augenlider hoch, und wieder blendet mich ein Licht, so grell und schmerzhaft, wie damals, als ich zu lange die Sonnenfinsternis beobachtet hatte. Saba hatte mich davor gewarnt, aber es gibt Dinge, von denen kann man sich unmöglich losreißen. Danach hatte ich stundenlang Kopfschmerzen. Sonnenfinsternismigräne. So hatten sie es in den Nachrichten genannt. Viele Leute hatten sie vom In-die-Sonne-starren bekommen. Auch das weiß ich. Aber ich weiß immer noch nicht, wo ich bin.

Jetzt sind da Stimmen, so als würden sie aus einem Tunnel hallen. Ich kann sie hören, aber ich kann nicht verstehen, was sie sagen.

»*Comment vous appelez-vous?*«, fragt jemand in einer

Sprache, von der ich weiß, dass sie nicht meine eigene ist, die ich aber irgendwie verstehen kann. Wie heißen Sie?

»*Can you tell us your name?*« Wieder die Frage in einer anderen Sprache, auch nicht in meiner eigenen.

»Willem de Ruiter.« Diesmal ist es meine Stimme. Mein Name.

»Gut.« Die Stimme eines Mannes. Er wechselt wieder zur anderen Sprache. Französisch. Er sagt, dass ich meinen eigenen Namen richtig genannt habe, und ich frage mich, woher er weiß, wie ich heiße. Einen Augenblick lang glaube ich, dass es Bram ist, der da spricht, aber auch wenn ich total benommen bin, weiß ich, dass das nicht möglich ist. Bram hat nie Französisch gelernt.

»Willem, wir werden Sie jetzt aufsetzen.«

Das Kopfende meines Bettes – ich glaube, ich liege auf einem Bett – wird hochgeklappt. Wieder versuche ich, meine Augen zu öffnen. Alles ist verschwommen, aber ich kann grelle Lichter über mir, verschrammte Wände und einen Metalltisch erkennen.

»Willem, Sie sind im Krankenhaus«, sagt der Mann.

Ja, der Gedanke war mir auch gerade gekommen. Das würde auch das Blut auf meinem T-Shirt erklären, das aber gar nicht mein T-Shirt ist. Es ist grau, und vorne drauf steht in roten Buchstaben SOS. Was bedeutet SOS? Wessen T-Shirt ist das? Und wessen Blut?

Ich blicke mich um. Ich sehe einen Mann – einen Arzt? – im weißen Kittel, neben ihm eine Krankenschwester, die mir eine Kühlkompressen hält. Ich berühre meine Wange. Sie ist heiß und geschwollen. Als ich auf meine Finger schaue, sind sie voller Blut. Damit wäre eine Frage beantwortet.

»Sie sind in Paris«, erklärt der Arzt. »Wissen Sie, wo das ist?«

Ich esse Tajine in einem marokkanischen Restaurant in der Rue Montorgueil zusammen mit Yael und Bram. Ich gehe nach einer Vorstellung mit den deutschen Akrobaten auf dem Montmartre mit dem Hut herum. Ich tanze verschwitzt bei einem Konzert von *Mollier than Molly* im *Divan du Monde* mit Céline. Und ich renne, renne über den Markt im Quartier Barbès, ein Mädchen an der Hand.

Welches Mädchen?

»In Frankreich«, bringe ich heraus. Meine Zunge fühlt sich so dick wie eine Wollsocke an.

»Können Sie sich daran erinnern, was passiert ist?«, fragt der Arzt.

Ich höre Stiefelschritte und schmecke Blut. Eine ganze Pfütze davon ist in meinem Mund. Ich weiß nicht, was ich damit machen soll, also schlucke ich.

»Es sieht so aus, als wären Sie in eine Schlägerei verwickelt gewesen«, fährt der Arzt fort. »Sie werden das der Polizei zu Protokoll geben müssen. Aber erst muss Ihre Wange genäht werden und wir müssen ein MRT von Ihrem Kopf machen, um eine Hirnblutung auszuschließen. Machen Sie hier Urlaub?«

Schwarze Haare. Sanfter Atem. Ein quälendes Gefühl, dass ich etwas Wertvolles verloren habe. Ich betaste meine Hosentasche.

»Wo sind meine Sachen?«, frage ich.

»Ihr Rucksack und der verstreute Inhalt wurden am Tatort gefunden. Ihr Pass war noch im Rucksack und auch Ihr Portemonnaie.«

Er gibt es mir. Ich werfe einen Blick in das Fach für die

Scheine. Es sind etwas über hundert Euro darin, obwohl ich mich daran erinnere, wesentlich mehr gehabt zu haben. Mein Personalausweis fehlt.

»Das hier haben wir auch gefunden.« Der Arzt zeigt mir ein kleines schwarzes Notizbuch. »Es ist noch einiges an Geld in Ihrem Portemonnaie, nicht wahr? Das deutet darauf hin, dass es kein Raubüberfall war, es sei denn, Sie haben Ihre Angreifer abgewehrt.« Er runzelt tadelnd die Stirn, als hätte ich damit etwas sehr Dummes getan.

Habe ich das denn getan? Ein dichter Schleier liegt über mir wie der Nebel, der morgens von den Kanälen aufsteigt, in den ich immer geschaut und mir dabei gewünscht habe, ihn mit meinem Blick wegzubrennen. Mir ist immer kalt gewesen. Yael sagte, äußerlich sei ich zwar ein Niederländer, doch durch meine Adern flösse ihr südländisches Blut. Daran erinnere ich mich, und auch an die kratzige Wolldecke, in die ich mich immer eingewickelt habe, um mich zu wärmen. Und obwohl ich jetzt weiß, wo ich bin, weiß ich nicht, warum ich hier bin. Ich sollte nicht in Paris sein. Ich sollte in Amsterdam sein. Vielleicht erklärt das dieses quälende Gefühl.

Geh weg. Geh weg, beschwöre ich den Nebel. Doch er ist genauso hartnäckig wie der holländische Nebel. Vielleicht ist mein Wille aber auch nur so schwach wie die Winter-sonne. Egal wie, die Benommenheit bleibt.

»Wissen Sie, welches Datum wir heute haben?«, fragt der Arzt.

Ich versuche nachzudenken, aber die Zahlen schwimmen an mir vorbei wie Blätter in einer Abflussrinne. Aber das ist nichts Neues. Ich weiß, dass ich nie weiß, welches Datum wir haben. Ich brauche es nicht zu wissen. Ich schüttle den Kopf.

»Wissen Sie, welchen Monat wir haben?«

Augustus. Août. Nein, Englisch. »August.«

»Wochentag?«

Donderdag, geht es mir durch den Kopf. Donnerstag.
»Donnerstag?«, frage ich.

»Freitag«, berichtet der Arzt, und das nagende Gefühl wird stärker. Vielleicht muss ich am Freitag irgendwo sein.

Das Telefon summt. Der Arzt nimmt den Hörer ab, spricht einen Moment, legt auf und wendet sich mir zu. »Röntgen ist in einer halben Stunde.« Dann erklärt er mir allerhand über *commotion cérébrale*, Gehirnerschütterung, den vorübergehenden Verlust des Kurzzeitgedächtnisses, Computertomographie und MRT, aber das alles ergibt für mich keinen Sinn.

»Können wir jemanden für Sie anrufen?«, fragt der Arzt. Ich habe das Gefühl, es gäbe jemanden, aber ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, wer das sein sollte. Bram ist tot, Saba ist tot und Yael vielleicht auch. Wer ist sonst noch da?

Die Übelkeit erfasst mich so heftig und unerwartet wie eine Welle, der ich den Rücken zugedreht habe. Ich kotze mein ganzes blutiges T-Shirt voll. Die Krankenschwester bringt schnell eine Nierenschale, aber nicht schnell genug. Sie gibt mir ein Tuch, damit ich mich saubermachen kann. Der Arzt sagt irgendetwas von Übelkeit und Gehirnerschütterung. Ich habe Tränen in den Augen. Ich habe nie gelernt, mich zu übergeben, ohne zu weinen.

Die Krankenschwester wischt mir mit einem anderen Tuch das Gesicht ab. »Oh, da ist noch etwas«, sagt sie mit sanftem Lächeln. »Da, auf Ihrer Uhr.«

An meinem Handgelenk trage ich eine Uhr, glänzend und golden. Sie gehört mir nicht. Für einen winzigen Augenblick

sehe ich sie am Handgelenk eines Mädchens. Mein Blick wandert von der Hand über einen schlanken Arm und eine starke Schulter zu einem Schwanenhals. Als ich das Gesicht erreiche, erwarte ich, nichts zu erkennen, so wie bei den Gesichtern im Traum. Aber es ist nicht so.

Schwarzes Haar. Blasser Haut. Sanfte Augen.

Wieder sehe ich auf die Armbanduhr. Das Glas hat einen Sprung, aber sie tickt noch. Sie zeigt neun Uhr an. Ich beginne zu ahnen, was ich vergessen habe.

Ich versuche mich aufzusetzen. Das Zimmer verschwimmt vor meinen Augen.

Der Arzt drückt mich zurück auf das Bett, eine Hand auf meiner Schulter. »Sie sind erregt, weil Sie verwirrt sind. Das ist nur vorübergehend, aber wir müssen die MRT-Aufnahme machen, um eine Hirnblutung sicher auszuschließen. Während wir warten, können wir uns um Ihre Gesichtsverletzungen kümmern. Als Erstes werde ich den Bereich betäuben.«

Die Krankenschwester betupft meine Wange mit einer orangefarbenen Tinktur. »Keine Sorge. Das hinterlässt keine Flecken.«

Es hinterlässt keine Flecken, aber es brennt.

»Ich glaube, ich sollte jetzt gehen«, sage ich, als meine Wange genährt ist.

Der Arzt lacht. Und für einen Augenblick sehe ich weiße Haut von weißem Staub bedeckt und kann die Wärme darunter spüren. Ein weißer Raum. Meine Wange pocht.

»Jemand wartet auf mich.« Ich weiß nicht wer, aber ich weiß, dass es stimmt.

»Wer wartet auf Sie?«, fragt der Arzt.

»Ich kann mich nicht erinnern«, gestehe ich.

»Monsieur de Ruiter. Wir müssen ein MRT von Ihrem Gehirn machen und danach möchte ich Sie gerne zur Beobachtung hierbehalten, bis Sie wieder klar im Kopf sind. Bis Sie wissen, wer auf Sie wartet.«

Hals. Haut. Lippen. Ihre zarte starke Hand auf meinem Herzen. Ich berühre meine Brust über dem grünen Kittel, den die Krankenschwester mir gegeben hat, nachdem sie mein blutiges T-Shirt aufgeschnitten hatten, um mich auf gebrochene Rippen zu untersuchen. Und der Name – fast ist er wieder da.

Pfleger kommen, um mich in eine andere Etage zu schieben. Ich werde in eine Metallröhre gelegt, die um meinen Kopf herum laut rattert. Vielleicht liegt es am Krach, aber in der Röhre lichtet sich der Nebel. Doch dahinter kommt kein Sonnenschein hervor, nur ein fahler, bleierner Himmel, als die Erinnerungsfetzen sich zusammenfügen. »Ich muss gehen. Sofort!«, rufe ich aus der Röhre.

Stille. Dann das Klicken der Sprechanlage. »Bitte halten Sie still«, befiehlt mir eine körperlose Stimme auf Französisch.

Ich werde wieder nach unten gebracht und muss warten. Es ist inzwischen nach zwölf.

Ich warte und warte. Ich erinnere mich an andere Krankenhausaufenthalte und weiß genau, warum ich Krankenhäuser hasse.

Ich warte noch länger. Ich bin pures Adrenalin, zur Trägheit verdonnert: ein Rennwagen im Stau. Ich ziehe eine Münze aus der Hosentasche und übe den Trick, den Saba mir als kleiner Junge beigebracht hat. Er funktioniert. Ich be-

ruhige mich, und während ich das tue, tauchen weitere verlorene Bruchstücke auf und füllen die Erinnerungslücken. Wir waren zusammen nach Paris gekommen. Wir sind zusammen in Paris. Ich spüre ihre Hand sanft an meiner Seite, als sie hinter mir auf dem Gepäckträger des Fahrrads saß. Ich spüre ihren nicht so sanften Griff, als wir einander in den Armen hielten. Letzte Nacht. In einem weißen Zimmer.

Das weiße Zimmer. Sie ist im weißen Zimmer und wartet auf mich.

Ich blicke mich um. Krankenzimmer sind nie so weiß, wie die Leute denken. Sie sind in Beige, Hellgrau oder Mauve: neutrale Farbtöne, die beruhigend wirken sollen. Ich würde alles darum geben, jetzt in einem wirklich weißen Zimmer zu sein!

Später kommt der Arzt herein und lächelt. »Gute Neuigkeiten! Keine subdurale Blutung. Nur eine Gehirnerschütterung. Wie steht es mit Ihrem Gedächtnis?«

»Schon besser.«

»Gut. Wir warten jetzt auf die Polizei. Sie wird Ihre Aussage zu Protokoll nehmen, und dann kann ich Sie zu Ihrer Freundin gehen lassen. Aber Sie müssen sich schonen. Ich gebe Ihnen ein Merkblatt mit, es ist allerdings auf Französisch. Vielleicht kann es jemand für Sie übersetzen oder wir finden eines auf Englisch oder Niederländisch im Internet.«

»*Ça ne sera pas nécessaire*«, erwidere ich. »Das wird nicht nötig sein.«

»Ach, Sie sprechen Französisch?«, fragt er auf Französisch. Ich nicke. »Ja, es ist mir wieder eingefallen.«

»Gut. Alles andere wird auch wiederkommen.«

»Also kann ich jetzt gehen?«

»Nein, jemand muss Sie abholen! Und Sie müssen auf die Polizei warten.«

Polizei. Das kann Stunden dauern. Und ich kann sowieso nichts sagen. Ich nehme wieder die Münze heraus und lasse sie über meine Fingerknöchel wandern. »Keine Polizei!«

Der Arzt folgt der Münze mit den Augen, als sie über meine Hand wandert. »Haben Sie Probleme mit der Polizei?«, erkundigt er sich.

»Nein, das nicht. Aber ich werde erwartet«, sage ich. Die Münze fällt klirrend zu Boden.

Der Arzt hebt sie auf und gibt sie mir. »Von wem denn?«

Vielleicht liegt es an seiner beiläufigen Art zu fragen; mein malträtiertes Gehirn hat jedenfalls keine Zeit, alles durcheinanderzuwerfen, bevor mir der Name über die Lippen kommt. Oder vielleicht lichtet sich der Nebel jetzt und macht Platz für schreckliche Kopfschmerzen. Doch da ist der Name, so als würde ich ihn ständig sagen, jeden Tag.

»Lulu.«

»Ah, Lulu. Sehr gut!« Der Arzt nickt. »Rufen wir doch diese Lulu an. Sie kann Sie abholen. Oder wir können Sie zu ihr bringen.«

Ich kann ihm jetzt nicht erklären, dass ich nicht weiß, wo sie ist. Dass ich nur weiß, dass sie in dem weißen Zimmer ist, dass sie auf mich wartet und schon sehr lange gewartet hat. Ich habe ein schreckliches Gefühl, und das liegt nicht daran, dass ich in einem Krankenhaus bin, wo man sich routinemäßig verloren fühlt, sondern an etwas anderem.

»Ich muss gehen!«, dränge ich. »Wenn ich jetzt nicht gehe, könnte es zu spät sein.«

Der Arzt schaut auf die Wanduhr. »Es ist nicht mal zwei Uhr. Das ist überhaupt nicht spät.«

»Für mich könnte es zu spät sein.« Könnte sein. Als wäre all das, was geschehen wird, nicht schon bereits geschehen.

Der Arzt sieht mich lange an. Dann schüttelt er den Kopf. »Sie sollten besser warten. In ein paar Stunden kehrt Ihr Erinnerungsvermögen zurück und Sie werden sie finden.«

»Ein paar Stunden sind zu lang!«

Ich frage mich, ob er mich gegen meinen Willen festhalten kann. Ich frage mich, ob ich in diesem Moment überhaupt einen eigenen Willen habe. Aber irgendetwas zieht mich voran, durch den Nebel und die Schmerzen. »Ich muss gehen!«, dränge ich. »Jetzt, sofort.«

Der Doktor sieht mich an und seufzt. »Na schön.« Er reicht mir mehrere Vordrucke und sagt mir, dass ich mich in den kommenden zwei Tagen schonen und meine Wunde täglich reinigen soll, dass der Faden der Naht sich von selbst auflöst. Dann gibt er mir eine Visitenkarte. »Dies ist der Polizeinspektor. Ich sage ihm, dass Sie sich morgen bei ihm melden werden.«

Ich nicke.

»Wissen Sie wo Sie jetzt hingehen?«

Célines Club. Ich nenne die Adresse. Die Metrostation. Daran kann ich mich ohne Probleme erinnern. Die finde ich.

»Na schön«, sagt der Arzt. »Dann gehen Sie jetzt zum Empfang und füllen die Papiere aus. Dann können Sie gehen.«

»Vielen Dank.«

Er legt mir wieder die Hand auf die Schulter und erinnert mich noch einmal daran, mich zu schonen. »Tut mir leid, dass Paris Ihnen solches Unglück gebracht hat.«

Ich drehe mich um und schaue ihn an. Er trägt ein Na-

mensschild, und weil ich jetzt wieder klar sehe, kann ich es lesen. *Docteur Robinet*. Und während ich wieder klar sehe, aber der Tag immer noch trüb ist, spüre ich, wie dieses besondere Gefühl in mir aufsteigt. Ein vages Gefühl, nicht wirklich von Glück, aber von Stabilität, so als würde ich nach langer Zeit auf See wieder festen Boden unter den Füßen haben. Ein Gefühl, das mir sagt, dass wer auch immer diese Lulu ist, etwas hier in Paris zwischen uns passiert ist, das das Gegenteil von Unglück bedeutet.